

Holger Hettwer und
Franco Zotta

Eine Frage der Haltung

Oder: Warum Wissenschaftsjournalisten mehr sind als bloße Dolmetscher*

In der Eröffnungsrede der Jahrestagung des »Netzwerk Recherche« hat der freie Journalist Tom Schimmeck kürzlich illusionslos beschrieben, wie schwer es anspruchsvoller Journalismus unter den derzeitigen strukturellen Rahmenbedingungen hat. Doch mehr noch als vor den Folterwerkzeugen der sparwütigen Verlage grauste es Schimmeck vor Journalisten, die mit dem Wort Haltung »rein gar nichts mehr anfangen können. Dass es ihnen fremder klingt als Desoxyribonukleinsäure« (Schimmeck 2007).

Guten Wissenschaftsjournalisten indes sollten beide Wörter vertraut sein. Leider ist das nicht immer der Fall – aber nicht deswegen, weil Wissenschaftsjournalisten im Umgang mit Fachterminologie fremdeln. Im Gegenteil: Ein Teil des Problems wissenschaftsjournalistischer Identitätsfindung ist darin begründet, dass sich der Journalismus von Beginn an und bis heute vereinnahmenden Erwartungshaltungen der Wissenschaft ausgesetzt sieht, die ihn als verlängerten Arm ihrer Interessen reklamieren. Vor diesem Horizont fällt es dem Journalismus schwer, eine selbstbewusste, das heißt genuin journalistische Identität zu entfalten. Eine Rückbesinnung auf das, was Schimmeck »Haltung« nennt, kann hier für eine professionelle Orientierung sorgen.

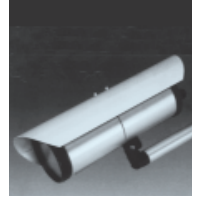
1. Erwartungshaltungen an den Wissenschaftsjournalismus

Ein großer Teil der Rollenbilder, die sich noch heute im Selbstverständnis vieler Wissenschaftsjournalisten wiederfinden, leiten sich ursprünglich aus den Kommunikationsbedürfnissen des Wissenschaftssystems selbst ab. Die Wissenschaft muss ihre in der Regel komplizierten Tätigkeiten einem Laienpublikum vermitteln. Ihre Resonanz in den diversen Öffentlichkeiten hängt maßgeblich davon ab, dass diese im Sinne der naturwissenschaftlich-

technischen Weltsicht »aufgeklärt« sind, sodass die Anliegen der Wissenschaft dort auf Akzeptanz stoßen. In der Perspektive dieser »Vermittlungs-, Aufklärungs- oder Akzeptanzfunktion« (Kohring 1997, S. 54) bildeten sich aufseiten der Wissenschaft mit Blick auf den Journalismus schon früh klare Erwartungen: Journalisten sind ein »unentbehrliches Hilfsmittel zur Verbreitung der Ergebnisse der Wissenschaft« (Dyroff 1926, S. 30). Der Wissenschaftsjournalismus mutierte zum »Dolmetscher zwischen Forschung und Öffentlichkeit« (Roloff und Hömberg 1975, S. 56ff.).

Das offenbar erklärungsbedürftige, einsam-elitäre Selbstbild der Wissenschaft steht in Kontrast zur reklamierten gesellschaftlichen Spitzenposition. Bereits 1874 konstatiert der »Reichskanzler der Physik« Hermann von Helmholtz: »Die Naturwissenschaften sind von dem allererheblichsten Einfluss auf die Gestaltung des gesellschaftlichen, industriellen und politischen Lebens der zivilisierten Nationen geworden« (zit. nach Kohring 2005, S. 13). Dieser »allererheblichste Einfluss« bildet die Basis für die Auffassung, dass die journalistische Berichterstattung »im Dienste des technischen Fortschritts« zu stehen habe. Die Presse wird als »Bundesgenosse der Technik« (Joel 1926, S. 66f.) gesehen. Der Journalismus müsse den Laien »zum Verständnis technischer und technisch-wirtschaftlicher Vorgänge erziehen, das allein geeignet ist, Entwicklungen zu fördern, von denen Wohl und Wehe der nationalen Produktion abhängig ist« (Freund 1929, S. 15). Dem Journalismus kommt dabei die Rolle eines Mediums zu, das Wissen an die Ungebildeten diffundiert. Das Licht der Aufklärung flackert durch eine Einbahnstraße.

Eher halbherzig geht es zu, wenn dem Journalismus eine »Kritik- und Kontrollfunktion« zugebilligt wird. So lehnen es Mitte der 1980er Jahre etwa 52 Prozent der befragten Wissenschaftler der Universität Mainz rundweg ab, dass der Journalismus »wissenschaftliche Institutionen



und Projekte kritisch analysieren und bewerten« soll. Das Fazit des Autors: »Wissenschaftsberichterstattung ja, aber zu unseren Bedingungen – nach den Kriterien der scientific community. [...] Die Wissenschaftler sehen die Journalisten lediglich als ›Transportarbeiter‹, als Vermittler von Wissenschaft« (Krüger 1987, S. 51).

Das vorrangige Ziel ist es, »die Öffentlichkeit ›wissenschaftsbewusst‹ zu machen«, erklärt Max-Planck-Präsident Adolf Butenandt Mitte der 1960er Jahre (Butenandt 1966, S. 225). Vom Bewusstsein zur Begeisterung ist es dann nur noch ein kurzer Sprung: »Wie können wir erreichen, dass in unserem Volke ein Wissenschaftsbewusstsein, eine Wissenschaftsfreude, eine Wissenschaftsbegeisterung entsteht?« (Nord 1961, S. 9ff.) Aber offenbar ist das Volk nicht in der Lage, die Begeisterung für die Wissenschaft aufzubringen. Also appelliert der damalige Geschäftsführer des Stifterverbands für die deutsche Wissenschaft Nord mit Nachdruck an die Journalisten: »Sie müssen uns helfen, den Trägern des Staates klar zu machen, dass der Wissenschaftsfinanzierung ein Prioritätsanspruch zusteht« (Nord 1963, S. 6). Es geht um Herz und Hingabe des Steuerzahlers. »Die Allgemeinheit muss erkennen, dass wissenschaftliche Forschung für das öffentliche Wohl unerlässlich ist«, daher müsse man mehr »Verständnis für die gesellschaftspolitische und volkswirtschaftliche Bedeutung einer breiten Forschungsförderung« gewinnen (Burger 1973, S. 74).

2. Das Selbstbild von Wissenschaftsjournalisten

Die Appelle der Wissenschaft fallen auf durchaus fruchtbaren Boden. In den 1970er Jahren wird die Berichterstattung über Wissenschaft von den Journalisten selbst primär als Wissensvermittlung verstanden: Da die Wissenschaft »hinter verschlossenen Türen« lebe, hält etwa die *F.A.Z.* es für »unerlässlich, Wissen über ihre Erkenntnisse, Wirkungen und Fortschritte zu verbreiten« (*F.A.Z.* 1971, S. 44). Und auch das Selbstbild des Vermittlers und Übersetzers ist in Selbstbeschreibungen journalistischer Zeitgenossen ungebrochen vital, wie (pars pro toto) die Selbstbeschreibung des jungen, preisgekrönten Wissenschaftsredakteurs Bas Kast belegt: »Gestatten? Ich bin Dolmetscher. Meine Sprachen? Ich übersetze vom Fachchinesischen ins Deutsche. Die offizielle Bezeichnung

des Berufs, den ich ausübe, lautet: Wissenschaftsjournalist.« (Kast 2006, S. 1225)

Der Historiker Jörg Requate führt diese schillernde berufliche Identität darauf zurück, dass dem Beruf des Journalisten generell ein klares Verständnis seiner Aufgaben »keinesfalls inhärent« sei, »sondern erst historisch gewachsen ist« und dabei »erheblichen Wandlungsprozessen unterliegt« (Requate 2004, S. 158). So zeigt Requate, dass insbesondere in Deutschland das journalistische Selbstbild bis weit ins 20. Jahrhundert geprägt war vom Kampf um Meinungsfreiheit, die ihrerseits wiederum eng mit der politischen Parteienpresse verknüpft war. Die gegen staatlichen Widerstand erfochtene Freiheit, für eine Sache offen Partei ergreifen zu können, beförderte aufseiten der Publizisten ein Rollenbild, in dem der Journalist als Träger von Meinungen, weit weniger aber als unabhängiger Rechercheur von Fakten und unbeteiligter Beobachter eines Berichterstattungsfeldes reüssierte. Mehr noch: »In kaum einem anderen Land wurde der Anspruch auf ›Unparteilichkeit‹ [...] so sehr mit ›Gesinnungslosigkeit‹ gleichgesetzt wie in Deutschland.« (ebd., S. 143) Infolgedessen attestiert die kommunikationswissenschaftliche Forschung den deutschen Wissenschaftsjournalisten, diese seien etwa im Vergleich zu US-amerikanischen Kollegen »much more willing to be partisan or to be advocates« (Lewenstein 1998, S. 188), vor allem weil die kulturellen Rahmenbedingungen in Deutschland »wenig Raum [ließen] für den Ausbau einer Konzeption journalistischer Unabhängigkeit nach anglo-amerikanischem Vorbild« (Requate 2004, S. 145f.).

3. Haltung oder vom schwierigen Versuch, mit der Kompassnadel die Wahrheit zu finden

Journalismus entsteht dort, wo Interessen, Erwartungen, Selbstbilder, Traditionen, ökonomische Strukturen und manches mehr aufeinanderstoßen. Journalistische Identität entfaltet sich in der Auseinandersetzung mit eben diesen Kräfteverhältnissen. Die zuvor skizzierten Fremd- und Selbstbeschreibungen sind nur zwei Einflussfaktoren, aus denen der Wissenschaftsjournalismus ein professionelles Selbstbild konstituiert.

Wir möchten einen weiteren Faktor ins Spiel bringen und dafür plädieren, der journalistischen ›Haltung‹ einen zentralen Stellenwert innerhalb dieses Selbstbildes einzu-



räumen. Die damit verknüpfte Hoffnung lautet, dass ›Haltung‹ ein Ordnungsprinzip ist, das angesichts der Fülle an dokumentierten Fremd- und Selbstbeschreibungen helfen kann, eine professionelle, das heißt nicht willkürlich fundierte Identität zu entwickeln. Wir glauben, dass bestimmte Aufgaben einem professionellen Wissenschaftsjournalismus näher sind als andere. Haltung ist ein möglicher Fixpunkt, von dem aus sich Nähe und Distanz zu den erwähnten Rollenbeschreibungen bestimmen lassen.

Eine Haltung entsteht nicht aus dem Nichts. Sie speist sich aus vielen Quellen, verarbeitet berufspraktische Erfahrungen von Kollegen, tradierte Vorstellungen über ›guten‹ Journalismus, idealistische Sehnsüchte und eini-

hervorbringt, entscheidend abhängig von dem Menschen, der bestrebt ist, »bei sich zu bleiben«. Sorgfalt, Transparenz und Wahrheitsliebe sind für Stern dabei die Referenzpunkte, an denen er die Professionalität des eigenen Tuns misst. Er nennt sie die altherwürdigen Gesetze des Journalismus, die er wie ein Exeget unter den Bedingungen seines Mediums auszulegen sucht. Diese Gesetze verweisen auf einen unverzichtbaren handwerklichen Kern guter journalistischer Praxis, aber sie gehen über handwerkliches Geschick hinaus. Ohne eine entsprechende Haltung, die dem Handwerk erst Sinn und Orientierung verleiht, bleibt Journalismus belanglos.

Sorgfalt, Transparenz, Wahrheitsliebe – das klingt womöglich trivial, weil es als Richtschnur für guten Journa-

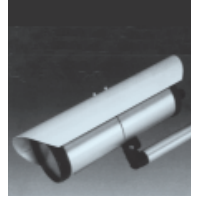
Journalismus im Geiste dieser Haltung schließt die Rolle des Mittlers nicht aus, aber er beschränkt sich nicht darauf. Diese Haltung schließt Begeisterung für die Wissenschaft nicht aus, aber sie betrachtet distanzlose Begeisterung als Bruch mit Sorgfaltspflichten und Wahrheitsansprüchen.

ges mehr. Eine Haltung setzt jemanden voraus, der dieser Haltung entsprechend agiert und seine Praxis an dieser Überzeugung zu orientieren sucht. Mit anderen Worten: Wenn man über Haltung redet, vertraut man letztlich darauf, dass Qualität im Journalismus im gewichtigen Umfang vom Subjekt, das heißt dem Journalisten selbst, abhängt. Wissenschaftsjournalismus, der sich bestimmten Überzeugungen verdankt, führt im Resultat zu sinnfällig anderen journalistischen Produkten unter ansonsten vergleichbaren systemischen Rahmenbedingungen.

In einem Interview mit Horst Stern, der sich in den siebziger Jahren einen Ruf als kritischer Wissenschaftsjournalist erworben hat, bezieht dieser Stellung zur Frage, ob seine journalistische Praxis am Ideal der Aufklärung orientiert sei. Stern antwortet: »[...] die Absicht, ein Aufklärer zu sein, hatte ich nie. [...] Ich war zeit meines Lebens immer der Meinung, daß ein Journalist die Dinge, die er sorgfältig recherchiert hat und die er bei sich für wahr befunden hat, auch aussprechen soll.« Und er ergänzt: »Ich habe immer nach diesen altherwürdigen Gesetzen des Journalismus gearbeitet. Recherchieren, darüber nachdenken, nachprüfen, nachprüfen, und wenn du keinen wirklich begründbaren Zweifel mehr hast, dann sag es auch. [...] Das war immer mein Bestreben: bei mir zu bleiben.« (Stern 1997, S. 57f.)

Diese Passage verdeutlicht zunächst, dass das journalistische Werk nicht zu trennen ist von der Person, die es

lismus zu selbstverständlich erscheint. In der Konsequenz jedoch ergeben sich für die gute journalistische Praxis weitreichende Konsequenzen. So genügt es nicht, die Wahrheit nur zu lieben. Denn wer die Wahrheit liebt, muss sich ihr gewachsen zeigen und geht damit die Verpflichtung zur gewissenhaften Ausübung seines Berufes ein. Für Stern bedeutet dies: »Wenn Sie dem Wort Gewissen die erste Silbe abhacken, dann haben Sie den Richter. Für mich war der Richter immer mein eigenes Wissen, und da ich meistens das Zehnfache von dem wußte, was ich zeigen oder sagen konnte, war mein Wissen immer der Richter über das, was ich schrieb oder was ich zeigte. [...] Mein Wissen war immer mein Gewissen« (ebd., S. 60ff.). Wer journalistisch so handelt, dem wird es unmöglich sein, sich zum Sprachrohr der Wissenschaft zu machen. Wer so agiert, dem kann es kein Anliegen sein, nur zu spiegeln, was andere ihm an Meinungen, Behauptungen und vermeintlichem Tatsachenwissen zutragen. Wer so arbeitet, dem kann es in letzter Konsequenz auch nicht darum gehen, nur verstehen zu wollen, was die Wissenschaft will, sondern der muss nach weiteren Dimensionen, zusätzlichen Rationalitäten außerhalb der Wissenschaft suchen, deren Berücksichtigung erst ein vollständiges Bild der Wahrheit über einen Gegenstand erzeugt. Journalismus im Geiste dieser Haltung schließt die Rolle des Mittlers nicht aus, aber er beschränkt sich nicht darauf. Diese Haltung schließt Begeisterung für die



Wissenschaft nicht aus, aber sie betrachtet distanzlose Begeisterung als Bruch mit Sorgfaltspflichten und Wahrheitsansprüchen. Den Zusammenhang zwischen Wahrheitsuche und ebenjener inneren Haltung, die diese Suche leitet, hat Stern 1974 beschrieben: »Objektivität und Wahrheit sind nur Richtpunkte auf der Kompaßrose des Journalisten, deren Nadel er selber ist. Je reicher einer nun an inhaltlicher und formaler Substanz, desto sensibler wird er als Kompaßnadel die weiten Spielräume bestreichen, die die Fixpunkte Wahrheit und Objektivität umgeben. Gedämpft und in den Schwingungen begrenzt wird er allein durch sein Gewissen, dessen starke moralische Ausprägung freilich die Voraussetzung für jede seriöse journalistische Wegweisung zur Wahrheit ist« (Stern 1997, S. 134).

Es geht Stern hier also nicht um eine vermeintlich korrekte Gesinnung, die sich in Journalismus niederschlägt. Wenn wir ihn richtig deuten, geht es ihm im Gegenteil um eine sensible Suche nach wahrer, substantiell reicher Erkenntnis mit den professionellen Mitteln, die der Journalist zur Verfügung hat. Sterns Wahrheitsbegriff löst sich aus der totalen Umklammerung der wissenschaftlichen Rationalität, ebenso wie er sich dem simplen Kurzschluss verweigert, Wissenschaftsjournalismusberichte ausschließlich aus der Welt der Wissenschaft für die Öffentlichkeit. Stattdessen wird die spezielle Form der wissenschaftlichen Rationalität zu »einer« Quelle, ohne dass Stern sie mit der Wahrheit in eins setzt. Den Reichtum an inhaltlicher und formaler Substanz erzeugt der Journalist erst dadurch, dass er sein Wissen mehrt, das heißt mit kritischem Blick aus vielen Erkenntnisquellen schöpft.

Der üblichen Perspektive der systemtheoretisch ausgerichteten Journalismusforschung, die die Herstellung journalistischer Produkte durch das dem Journalismus immanente Prinzip erklärt, Aufmerksamkeit beim Rezipienten erzeugen zu müssen, setzt Stern eine Haltung entgegen, die sich gerade *nicht* mit den Gesetzmäßigkeiten dieser Aufmerksamkeitsökonomie erklären lässt. Der Stimulus dieser Form journalistischer Praxis liegt vielmehr in einem Anspruch auf Wahrheit, wie er zum Beispiel auch der Wissenschaft selbst zugrunde liegt. Allerdings erfolgt diese Wahrheitsuche ganz entschieden mit den Mitteln des Journalismus und sieht sich konfrontiert mit vielfältigen Wirklichkeitszugängen, die sich gerade nicht reduzieren lassen auf die Relevanzkriterien, wie sie für die Welt der Wissenschaft charakteristisch sind. Das

ist nicht das bedauerliche Schicksal, sondern im Gegenteil der Reiz dieser journalistischen Form der Auseinandersetzung mit der Welt.

Literatur

- H.-G. Burger: »Wissenschaftsberichterstattung – ärgerlich oder erforderlich?«, in: *Gießener Universitätsblätter* 6, 2, 1973, S. 68–94
- A. Butenandt: »Die Wissenschaft in der Industriegesellschaft«, in: *Kosmos* 62, 1966, S. 224–229
- A. Dyroff: »Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Presse«, in: *Deutsche Presse* 16, 21, 1926
- Frankfurter Allgemeine Zeitung (F.A.Z.): »Natur und Wissenschaft«, in: *Information* 1971, S. 44 (zitiert nach Kohring 1997, S. 51)
- A. Freund: »Die Technik und technisch-wirtschaftliche Fragen in der Tagespresse«, in: *Deutsche Presse* 19, 1929, S. 15–16 (zitiert nach Kohring 1997, S. 26)
- H. L. F. von Helmholtz: »Vorrede«, in: John Tyndall: *Fragmente aus den Naturwissenschaften. Vorlesungen und Aufsätze*. Braunschweig 1874, S. V–XXV (zitiert nach Kohring 2005, S. 13)
- K. Joel: »Was verdankt die Technik der Presse«, in: *Deutsche Presse* 16, 21, 1926, S. 65–67
- B. Kast: »Über die Kunst, Wissenschaft zu vermitteln«, in: *Universitas* 12, 2006, S. 1224–1231
- M. Kohring: *Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus. Ein systemtheoretischer Entwurf*. Opladen 1997
- M. Kohring: *Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus. Forschungsüberblick und Theorieentwurf*. Konstanz 2005
- J. Krüger: »Wissenschaftsberichterstattung in aktuellen Massenmedien aus der Sicht der Wissenschaftler«, in: R. Flöhl und J. Fricke (Hg.): *Moral und Verantwortung in der Wissenschaftsvermittlung. Die Aufgaben von Wissenschaftler und Journalist*. Mainz 1987, S. 39–51
- B. V. Lewenstein: »Advocacy versus Objectivity in Environmental Journalism: A Historical Perspective«, in: W. Göpfert und R. Bader (Hg.): *Risikoberichterstattung und Wissenschaftsjournalismus / Risk communication and science reporting*. Tagungsbericht zum 4. Kolloquium Wissenschaftsjournalismus. Stuttgart 1998, S. 179–190
- F. E. Nord: »Die Unterrichtung über die Belange der Wissenschaft durch die Presse«, in: *Mitteilungen des Hochschulverbandes* 9, 1961, S. 8–18
- F. E. Nord: »Die Aufgabe der Berichterstattung über Wissenschaft und Forschung«, in: *Hochschul-Dienst* 16, 12, 1963, S. 6–7
- J. Requate: »Der Journalist«, in: U. Frevert und H.-G. Haupt (Hg.): *Der Mensch des 20. Jahrhunderts*. Essen 2004, S. 138–162
- E. K. Roloff und W. Hömberg: »Wissenschaftsjournalisten. Dolmetscher zwischen Forschung und Öffentlichkeit«, in: *Bild der Wissenschaft* 12, 9, 1975, S. 56–60
- T. Schimmeck: »Haltungen, Popper und Moneten«. Rede zur Jahreskonferenz des Netzwerks Recherche 15.–16. Juni 2007, www.netzwerkrecherche.de/newsletter/44/nr-jahrestagung-2007-rede-schimmeck.pdf [28. 1. 2008]
- H. Stern: »Das Gewicht einer Feder«, in: L. Fischer (Hg.): *Reden, Polemiken, Essays, Filme*. München 1997

* Dieser Text ist die stark gekürzte und bearbeitete Fassung unseres Beitrags »Von Transmissionsriemen und Transportvehikeln – der schwierige Weg des Wissenschaftsjournalisten zu sich selbst«, erschienen in: H. Hettwer, M. Lehmkuhl, H. Wörmer und F. Zotta (Hg.): *WissensWelten. Wissenschaftsjournalismus in Theorie und Praxis*. Gütersloh 2008 (im Druck).